



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

Neunter
Jahrgang.

Neue Folge: 4. Jahrgang.

März 1914.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Weiss zur Ernte.

Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte. Joh. 4, 35.

Haht Ihr, liebe Missionsfreunde, das neue Kleid schon einmal näher betrachtet, das unser Brüder-Missionsblatt angezogen hat und nun bereits seit zwei Jahren trägt? Da hat uns der Künstler (Br. K. Reichel) eine feine Erklärung zu dem Worte des Heilands gegeben: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte“. Dabei ist nicht nur an die Missionsfelder der Brüdergemeine gedacht, sondern an den weiten Weltacker der Heidenmission, der heute von über dreihundert Missionsgesellschaften bearbeitet wird. Es war ja nicht von ungefähr, daß das Brüder-Missionsblatt in früheren Zeiten die Aufschrift trug: „Sehet hin in alle Welt“; denn die Brüdergemeine trieb von Anfang an und zu einer Zeit, da sie damit noch allein stand, Weltmission; jetzt aber geschieht es ebenso wenig von ungefähr,

daß unser Missionsblatt mit der neuen Unterschrift hinauszieht: Sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte.

Weiß zur Ernte! Gewiß, schon damals, als Jesus dieses Wort sprach, hatte dieses Urteil über die Welt, auf die er und seine Jünger die Augen gerichtet hatten, seine Berechtigung, sonst hätte es der Heiland nicht gesagt; aber damals galt das Wort doch nur von einem kleinen Ausschnitt der Welt, heute von der ganzen Erde. Und weiter: Gewiß, auch über all den Teilen der Welt, über all den Ländern und Völkern, die noch nichts vom lebendigen Gott und von dem Heil in Christo wissen, kann gesagt werden, sie sind weiß zur Ernte, denn es ist doch oft wie in Samaria, auf das der Heiland damals blickte. Sobald die Frau dort am Jakobsbrunnen einen Strahl des göttlichen Lichtes in ihr Herz fallen fühlte, sobald sie sich aufmachte, mit beschwingtem Fuß in die Stadt zu eilen, damit ihr Mund überging von dem, was sie erfahren, strömten

die Einwohner der ganzen Stadt zu dem Manne, der der ganzen Welt Heiland ist. Sie waren also weit davon entfernt, sich dem neuen Licht zu verschließen, und darum nennt sie der Heiland: weiß zur Ernte. Und doch, in noch ganz anderer, ja in ungeahnter Weise sehen wir heute das Wort „weiß zur Ernte“ über das ganze große Feld aller Länder und Völker. Schauen wir doch die reisenden Ähren, wie sie hin- und herwogen, zum Schnitt bereit, und auch im Blick auf alle die, die noch nichts wissen von Christo, nehmen wir uns dies Wort „weiß zur Ernte“, denn es soll uns eine Verheißung sein auf die endliche Zeit der Erfüllung.

Blicken wir noch ins Einzelne! Was sagt uns da das Bild? Wir sehen einen Mann, der die fertige Garbe hoch hält; er weist also auf eine schon abgeschlossene Erntearbeit hin. Das erinnert uns an die bereits selbständig werdenden, christlichen, eingebornen Kirchen, wie sie die Brüdergemeine in Westindien, Suriname und Südafrika hat, wie sie vor allem in der Südsee sich finden. Die Berliner haben neuerdings auch fünf ihrer südafrikanischen Synoden eine eigene neue Kirchenverfassung gegeben, um sie so in die Selbständigkeit hinein zu führen.

Auf der linken Bildseite sehen wir zwei Männer, die Sensen schwingen. Sie sind mitten in der angestrengten Erntearbeit. Das erinnert daran, daß es gegenwärtig draußen auf dem Missionsfeld heiße Arbeitszeit ist und an vielen Orten der Erfolg so überwältigend groß, daß Ähren und Garben nur so zusammenfliegen. Denken wir etwa an die drei Missionsgesellschaften, die vor zwei Jahren auf fünfundsiebzigjährige Arbeit zurückblickten, die Bremer in Togo, die Leipziger in Indien und Ostafrika,

die Gofnersche in Indien; sie hatten bis dahin acht, vierundzwanzig und achtzig Tausend Ähren in die Scheunen gesammelt. Und so ließen sich viele Zahlen anreihen.

In der Mitte des Bildes ein lockiger Jüngling, die Sense über der Schulter, bereit, des Heilandes Wink zu folgen in ein neues Arbeitsfeld! Das weist auf die Länder, wo Ernteanbruch ist. Wie läßt Gott Leben in die Totengebeine kommen! Welch große Bewegungen! In Korea glaubte man, über der japanischen Besitzergreifung des Landes würden die Bewegungen zum Christentum hin erlöschen; und das Gegenteil war der Fall; koreanische Jünglinge haben einen Evangelistenfeldzug unternommen, auf dem Tausende bekehrt wurden. In China zählte man im Vorerjahr 1900 erst 80 000 Christen, 1912 300 000 auf 5700 Plätzen; 71 Missionsgesellschaften hatten dort 5100 Missionsarbeiter, unter denen 213 Ärzte und 95 Ärztinnen, daneben 15 500 Gehilfen, 750 Hauptstationen und in über 3000 Schulen 80 000 Lernbegierige. In der Provinz Fukien folgten Tausende Christo. Auch in Deutsch-China eine Erweckung! In Deutsch-Ostafrika drängten sich hunderte Wagogo in die Unterrichte; am Nyasa wachsen die Gemeinen so schnell, daß die Missionare nur schwer die Arbeit bewältigen usw.

Endlich steht eine Schnitterin mit der Sichel in der Hand auf dem Bilde. Verwunderung lesen wir in ihren Mienen, sie wird offenbar in eine Gegend gewiesen, in der es nach ihrer Meinung noch nicht viel zu schneiden gibt. Daher auch nur die Sichel statt der Sense. Das deutet auf die finstersten der 840 Millionen Heiden, oder auf die 230 Mil-

tionen Mohammedaner, an denen erst ganz neuerdings ernstlich Mission getrieben wird. Welch gewaltige Zahlen von über 1000 Millionen gegenüber den 160 Millionen Protestanten und 390 Millionen Katholiken! Und doch, wie Jesus im Anblick der heidnischen Sama-

riter sagen konnte: Das Feld ist weiß zur Ernte, so sieht unser Glaubensauge auch die finsterste Heidenwelt mit derselben Sicherheit als eine Beute Christi an. Mit diesem Glauben sind wir in das neue Arbeitsjahr eingetreten. Der Herr der Ernte wird uns nicht beschämen.

Th. Bechler.

Der deutsche Kaiser und die Mission.

Es ist der 28. Januar. Gestern prangten unsere Straßen im Schmuck des bunten Tuchs zu Ehren des kaiserlichen Geburtstags. Wie immer, so hielten wir an diesem Tage Rückschau auf all das, was unser Kaiser unserm Volk gebracht hat, ja was er der Welt bedeutet. „Der Kaiser“, so nennen sie ihn weit und breit. Von dem einen wird mehr das Machtvolle, von dem andern mehr das Ritterliche, wieder von andern am meisten das Christliche seiner Persönlichkeit betont und er darum verehrt. All dies zusammen macht ihn zu dem bedeutenden Mann auf dem Throne, zu dem nicht nur jeder Deutsche, sondern jeder Christ dankbar aufschaut.

Auch in diesen Blättern müssen wir sein gedenken. Als Christen freuen wir uns sein als des großen Friedensfürsten. Und uns Missionsleuten hat gerade das vergangene Jahr der großen Erinnerungen zwei ganz neue Momente gebracht, die wir unserem Kaiser danken: 1. „Die Nationalspende für die Missionen in den deutschen Kolonien“, die der Kaiser als Geschenk zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum am 16. Juni 1913 gern entgegennahm; sagt er doch in dem „Dank“, den er wenige Tage darauf an

sein Volk richtet: „Zu meiner besonderen Freude ist dabei (d. h. bei den mannigfachen, opferfreudigen Stiftungen und Bestrebungen, die Not der Bedürftigen und Kranken zu lindern) auch der in unseren Kolonien segensreich wirkenden christlichen Missionen gedacht . . . So ist mein Regierungsjubiläum zur Quelle eines Segensstromes für die deutschen Lande noch für kommende Geschlechter geworden.“ Bekanntlich hat die Spende rund fünf Millionen Mark zusammengebracht, von denen die Brüdermission 218 269 Mark erhielt (s. Missionsblatt, Dez. 1913, Jan. 1914). Dieser Nationalspende freuten sich auch andere christliche Nationen. So haben z. B. die Blätter unserer englischen und amerikanischen Brüdergemeine eingehend darüber berichtet und erstere dabei auch das Porträt des Kaisers gebracht.

2. Der Kaiser selbst war Veranlassung dazu, daß man die Werbearbeit für jene Spende, die Aufklärungsarbeit über die Bedeutung der Mission, die man in Wort und Schrift vornahm, durch Vorträge und Beeinflussung der Presse, nun nicht abbrach und auf sich beruhen ließ, sondern fortsetzen will. Zu dem Zweck trat am 6. Dezember 1913 in Berlin eine Stif-

zung ins Leben, die „Deutsch-Evan-
gelische Missionshilfe“ (D. E. M. H.),
die diese Arbeit durch ganz Deutschland
hin organisieren soll. Durch den kleinen
jährlichen Beitrag von einer Mark kann

sionsbestrebungen Deutschlands durch
diese neue Schöpfung von Erfolg be-
gleitet sein! Das ist auch der Wunsch
des hohen Protektors dieser Stiftung,
unfers Kaisers. Gott segne all seine



Kaiser Wilhelm II.

jeder ein Mitglied dieser „Missionshilfe“
werden. Als Direktor derselben wurde
der bisherige Direktor der Bremer Mis-
sion A. W. Schreiber gewählt. Möchte
die große Unterstützungsarbeit aller Mis-

Bestrebungen zum Besten der Ausbrei-
tung des großen unsichtbaren Reiches
unfers Gottes, in der Nähe und in der
Ferne, ja in aller Welt!

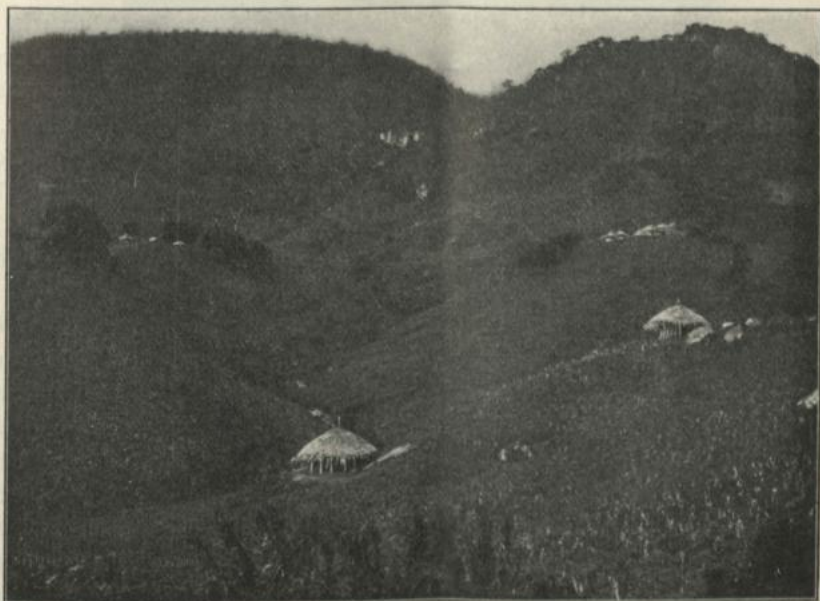
Ferienbilder aus Deutsch-Ostafrika.

Von Br. E. Spellig in Moske.



Noch liegt der Bahnhof von Tabora im ersten Morgengrauen. Aber im Osten beginnt es bereits zu tagen. Und in das rasch aufflammende Morgenrot mischt sich der bleiche Schein einiger Gaslampen, ein wunderliches

schreiend von ihren Angehörigen. Schwarze und farbige Eisenbahnboys laufen und stolzieren mit wichtiger Miene laut schreiend hin und her. Einer sucht den andern zu übertönen. Endlich trillert die Pfeife des Schaffners, die Lokomo-



Das Madulita-Gal bei Morogoro in den Uluguru-Bergen, Deutsch-Ostafrika.

Zwielicht. Dort steht der Eisenbahnzug, bereit zur langen Fahrt nach Daresalam. Die schwarzen und farbigen Reisenden sind schon längst hineingepropft und blicken nun hinter kleinen vergitterten Fensterchen hervor auf das Bahnhofsbild und verabschieden sich lärmend und

tive antwortet, und wir fahren ab, nach Osten zu, der aufgehenden Sonne entgegen.

Es ist ein ziemlich weiter Weg bis Morogoro, dem Ziel unserer Reise. Genau 24 Stunden müssen wir in unserm Abteil aushalten. Erst als die Sonne

wieder am Osthimmel heraufsteigt, sind wir am Ziel.

Vor uns liegen nun die Ulugurberge. Unmittelbar steigen sie aus der Ebene auf, ein stattlicher Gebirgskoloß. In einem der verschiedenen, tiefeinschneidenden, schluchtenartigen Täler, ungefähr auf halber Höhe, erblickt das Auge einen kurzen, weißen, wagerechten Strich, es ist das Erholungshaus „Sachsenhöhe“, das jetzt von der Berliner Mission angekauft ist. Eine schmale, aber gut angelegte Straße führt hinauf in die Berge. Das Bild in der vorigen Nummer von „Kampf und Sieg“ zeigte uns die Station.

In zahlreichen Windungen schlängelt sich der Weg an den Berglehnen hinauf. Wir folgen ihm, meine Frau im Tragstuhl, ich zu Fuß hinterher. Zur Linken tief unten in der Schlucht rauscht ein Gebirgsbach. Und dort oben, hoch über uns winkt der alte Urwald. Immer weiter gehts hinauf, in die frische, kühle Bergluft hinein. Wie ein Gruß aus der fernen Heimat nicken uns da auf einmal am Wegrand große Farnkräuter zu. Sie werden immer größer, immer häufiger, je höher wir steigen, bis sie zuletzt ganz oben stattliche Bäume bilden. Und überall, auf den Anhöhen und unten in den Tälern, welche Fülle von Grün in den verschiedensten Abstufungen! Welch ein Gegensatz zur sandigen, sonnendurchglühten Hochebene, aus der wir eben kommen! Das Auge wird unwillkürlich größer, es möchte sich satttrinken an all dem Neuen und Schönen. Und während ein Erstaunen, ein inneres Aufschauzen das andere ablöst, ist man oben angelangt, man weiß kaum, wie.

Wie wonnig nun der Gedanke, nicht gleich wieder scheiden zu müssen, sondern sich hier inmitten der herrlichen Gebirgs-

natur ausruhen, Kräfte sammeln zu dürfen zu weiterer harter Arbeit auf der heißen, einsamen Hochebene!

Drüben, nur durch eine Schlucht von uns getrennt, liegt das eigentliche Erholungsheim der Berliner Mission. Von der Seite gesehen, erinnert es lebhaft an die Wurmliinger Kapelle. Dort wird jetzt die große Mittelschule errichtet, in der schwarze Lehrer der verschiedenen evangelischen Missionen Deutsch-Ostafrikas eine höhere Ausbildung bekommen sollen. (s. Seite 19—21.)

Noch sind die Berge oft in undurchdringlichen Nebel gehüllt, und von Zeit zu Zeit regnet es in Strömen, denn noch ist's Mai, das Ende der Regenzeit. Aber wenn die Nebelschleier dann plötzlich zerreißen, dann zeigen sich wundervolle Durchblicke hinunter auf die Ebene. Dort unten glitzern und schimmern im Sonnenglanz winzig kleine, weiße Pünktchen; es sind die Wellblechdächer von Morogoro. Wie erhaben fühlt man sich hier über all dem schweren Dunst und Staub der heißen Ebene. Wenn aber die Sonne vollends siegt und die Nebel auf die höchsten Berggipfel fliehen, dann wandern auch wir hinauf, dem Urwald zu. In allen Tälern und Schluchten stürzen die Waldbäche in kleineren und größeren, oft einzigartig schönen Wasserfällen uns entgegen zu Tal. Wie gern saßen wir am Fuße jenes prächtigen Wasserfalles. Eines Tages entdeckte ich ihn ganz zufällig auf einer meiner Wanderungen. Er liegt ganz versteckt in einer engen Schlucht. Nur auf steilem, unwegsamem Pfad gelangt man dorthin. Aber der Besucher wird für alle Mühe reichlich belohnt. Mitten in dem Tosen des Sturzwassers und dem Rauschen der wilden Bannanen, welch erquickender Urwald-Friede!

Auf dem Rückweg durchstreifen wir dann das herrliche Madulikatatal. Man könnte die Neger, die hier ihre Hütten aufschlagen, beneiden.

Und wenn der Tag zu Ende geht, wenn die Sonne hinter dem westlichen

Baumwipfel drüben am Abhang und der Bach rauscht zu unsern Füßen. Und tief drunten in der Ebene blinken viele kleine Lichtchen, die Lichter von Morogoro. Noch lange sitzen wir draußen auf der Terrasse und blicken hinunter in die



Wasserfall bei der Berliner Station „Schlesien“ bei Morogoro in den Uuguru-Bergen in Deutsch-Ostafrika.

Gebirgsrücken verschwunden ist, und die Nacht unser Tal in Dunkelheit hüllt: dann breitet sich eine feierliche Stille aus über unser Erholungshaus. Nur der Wind streicht noch durch die hohen

dunkle Nacht, blicken hinauf zum flammenden Sternenhimmel. Das Herz aber erhebt sich zu dem, der über den Sternen thront.



Tagesarbeit eines Missionars in Deutsch-Ostafrika.

(Schluß.)

Erlebnisse am 1. September 1913 in Mbozi (Nyasagebiet). Von Br. Fr. Bachmann.

Ich schreibe noch 21 Männer auf. Diese sollen die Eukalypten an der Allee fällen. Es gibt schöne Stämme, die wohl 13 Meter lang sind. Die Allee ist aber sehr lückenhaft geworden, denn die Eukalypten werden dürr, ohne daß man weiß, weshalb. Als Nußholz ist der Baum nicht zu gebrauchen, denn das Holz ist so hart, daß es nicht bearbeitet werden kann, außerdem zerspalten die Stämme. Wir brauchen das Holz, um die Viehhürde zu bauen. Die stärksten Bäume wollen wir zum Bau einiger Brücken brauchen. Mit einem Wagen oder mit Zugtieren können sie aber nicht transportiert werden, denn wir haben beides nicht. Leute müssen sie schleppen. Zu diesem Zweck schreibe ich noch 21 Männer auf. Sie müssen im Walde Baumbast holen, mit dem die Stämme angebunden und geschleppt werden. — Nachdem ich die alten vier Brettschneider angenommen habe, auch die drei Tischler gekommen sind, wollte ich aufhören, aber da stehen etliche junge Christen. Sie haben sich schon als Heiden immer durch Lässigkeit hervorgetan und hatten diese Unsitte als Christen nicht abgelegt. Ich sagte ihnen: „Eigentlich wollte ich euch keine Arbeit geben, aber ich will einen letzten Versuch machen. Ihr sollt uns noch etwas Brennholz holen. Ich zähle nicht die

Tage, die ihr arbeiten werdet, sondern ich messe euer Holz.“ Auf diese meine Worte hin gingen sie ihre Ärte holen für das Fällen des Holzes.

Dann sehe ich noch einen Burschen sitzen, der hat nur eine gesunde Hand. Die rechte ist verkrüppelt. Er sagt, er sei als kleines Kind behert worden, ich aber denke, daß es der Bursche ist, den ich 1899 mit einer verbrannten Hand fand. Seine Mutter hatte die Hand über eine Flamme gehalten, weil der Junge diebisch war. Er soll die Erderschollen im Garten mit einem Stock zerschlagen. — •

Glücklich, sehr glücklich waren alle die, deren Namen ich aufgeschrieben hatte, aber die vielen jungen und alten Leute, die weiter müßig sitzen mußten, obgleich sie die drei Rupien für Steuergeld nötig brauchten, waren sehr betrübt. Da fiel mir ein, daß ich noch etliche Boten brauche, denn hier kann man seine Briefe nicht in den Postkasten stecken, sondern muß seine eigenen Boten haben, auf die Außenposten sowohl, wie auch auf unsere Stationen und für die Post nach Europa. Ich lehre also noch einmal um. Die Gesichter werden wieder fröhlich. Wer wird das Glück haben? Nur neun von der großen Zahl derer, die noch da sitzen. Nach einer Viertelstunde zerstoßen die Leute. Das junge Volk johlend und

schreiend, die Alten mit gesenktem Haupte.

Schon seit einigen Wochen war ein Ochse lahm und er sollte heute, am 1. September, geschlachtet werden. Rindfleisch ist hier etwas seltenes, und wir würden den Ochsen kaum auf unsere Kasse genommen haben, wenn nicht einige Tage vorher

der Xerapparat mit den Gläsern angekommen wäre. Meine Frau wollte

um nach den Arbeitern zu sehen. Da kommt mir einer nachgelaufen mit den Worten: „Der Ochse ist fort! Wie wir die Tür aufmachten, lief er fort.“ Nun mußten sie ihn suchen. Sie fanden ihn in einem Sumpfe, wo er nicht weiter konnte. Dort haben sie ihn dann auch getötet. —

Wir arbeiten hier sechs Stunden ohne Unterbrechung, von 10 Uhr bis 4 Uhr nachmittags. Die Morgenstunden



Missionsstation Mbozi, Uitaland, Deutsch-Ostafrika.

den größten Teil des Fleisches einwecken, oder wir müssen sagen: einrexen. Ich sage dem Oberhirten, daß er mit den anderen Hirten den Ochsen bringen solle, dann würde ich sie für ihre Arbeit im August ausbezahlen. Er kommt mir melden, daß sie den Ochsen in den Stall geführt hätten. Ich bestimme Männer, die das Tier schlachten sollen, die Hirten sollen ihnen helfen. Für die Herde hatte ich neue Hirten angenommen. — Ich gehe nach den verschiedenen Arbeitsplätzen,

von 7 bis $\frac{1}{2}$ 10 sind für Unterricht und Schulen bestimmt. Wenn man so viele Arbeiter hat, wie jetzt im September, oder wenn es besondere Arbeiten zu machen gibt, die die Leute gar nicht verstehen, weil sie sie nie sahen und man selbst auch nur tappend vorwärts gehen kann, wie beim Tapezieren, weil man nicht Fachmann ist, so ist die Arbeitszeit gerade lang genug, und man muß immer auf den Beinen sein, um da und dort nachzusehen. Ich gehe zu den Männern, die die Wände

der oberen Zimmer glatt reiben sollen. Sie sind in eine Staubwolke gehüllt und reiben, was sie können, aber leider mit der runden Seite der Dachziegel! Auf diese Weise wurde die Wand unebener wie vorher. Es kostete mir Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß man die lange grade Seite nehmen müsse. — Der Gang zur Allee und den

glauben, daß sie nicht von dort stammen. Dagegen sind sie alle überzeugt, daß die Viehhürde und die Brücken von diesem Holze sehr lange halten werden, denn das Holz ihres Landes habe keinen Wert. Ganz so schlimm aber ist es nicht, es gibt auch hier hartes Holz. — Als ich nach Hause kam von meinem Gang in die Allee, kommt einer der Holzschnneider



Dr. Bachmanns erstes Apfelbäumchen in Mbozi.

fallenden Eukalypten ist mir immer schmerzlich. So oft wir diesen Weg gingen, wurden wir an unsere Margaretha erinnert, denn als ich die Bäume pflanzte, wurde sie geboren. Ich komme zu den Arbeitern, und sie arbeiten gut. Das Fallen jedes Baumes wird mit Geschrei begleitet. Ein Mann sagt mir, daß die Bäume aus Europa sehr hart seien. Er will mir nicht

und sagt: „Der Stamm, den du uns angerissen hast, hat uns überwunden, er ist zu hart. Reißt uns einen anderen Stamm an.“ Darauf konnte ich nicht eingehen, so nötig ich auch Bretter für die Decke der oberen Stuben brauche. Ich sagte dem Mann: „Das habe ich mir gleich gedacht, daß er euch überwinden würde, denn ihr hattet ja schon Furcht vor ihm, wenn ihr ihn nur ansah.“

Wert der äußeren Arbeit.

Ich möchte diese Arbeit um keinen Preis missen, denn durch sie kommt man mit dem Volk zusammen, und man hat immer eine große Gruppe, der man regelmäßig und zusammenhängend etwas von Gott und dem Erlöser sagen kann. So haben wir es die ganzen langen

tion zu bleiben, aber wenn man den Glauben nicht verliert, daß Gott selbst die Arbeit zuteilt, so findet man sich immer wieder zurecht. Auch die Arbeiter dieses Monats bekommen jede Woche dreimal Unterricht, außer Sonntags. Die Aufmerksamkeit ist musterhaft, sodaß es eine Lust ist, zu reden.



Gartenanlage vor dem Missionshaus in Mbozi (Deutsch-Ostafrika).

Jahre in Mbozi gehalten. Alle Christen sind durch den Unterricht, den sie als heidnische Arbeiter bekamen, für Christum gewonnen worden. Es ist die beste und ich muß sagen, auch die billigste Evangelisationsmethode. Freilich ist es nicht immer leicht, wenn ein Missionar für alles allein da ist, Herr der Situa-

Ich werde durch die vielen Heiden vor mir so ganz in die alte Zeit zurückversetzt, wo es hier nur Heiden gab und nur ganz wenige etwas von Gott gehört hatten. Wie er damals sein Wort reich gesegnet hat, so wird er es auch in Zukunft tun.





Eine Erfahrung aus dem Kafferlande.

Uns Gebet treiben uns solche entmutigende Erfahrungen wie die folgende. Unsere Missionare, nicht am wenigsten die im Kafferlande, müssen solche Rückfälle in heidnische Gewohnheiten oft erleben. Es ist ja auch in Krankheitszeiten nicht leicht für die Heidenchristen, immer fest zu stehen im Glauben.

Erzählt wird uns: Als ich (einer unserer Kafferland-Missionare) unterwegs war, meldete mir einer unserer Lehrer, daß sein Onkel Jakob, einer unserer Christen, ein Opferfest veranstalte. Ich fuhr gleich zurück nach Tabase, um noch einen Ältesten zu rufen und mit ihm Jakobs Platz zu besuchen. Jakobs Frau, Elise, war schon seit langem krank. Einmal fand ich einen Indier bei ihr, den sie als Doktor gemietet hatte, einen Mohammedaner. Im

Verein mit der Stations-Konferenz wirkte ich dahin, daß dieser Mann, der natürlich auch ohne Paß hier „herumdoztorte“, weggeschickt wurde. Auf unseren Rat wurde die Kranke zum Arzt nach Umata gebracht. Dieser nahm sie unentgeltlich ins Hospital auf. Aber nach wenig Tagen entführte Jakob seine Frau mit Gewalt aus dem Hospital und brachte sie zu ihren Eltern, einige Stunden von Tabase. Die obenerwähnte Meldung des Lehrers ließ er-



Kampfspiele der Kafferkinder. Fechten mit Stöcken.

kennen, daß die Frau wieder zurückgekehrt war. Wir holten noch den Kirchendiener Johannes, der natürlich nicht bei seinem Hause, sondern bei den Schafen war. Es glückte aber, ihn zu finden und seinen Schimmel einzufangen.

Als der Kraal des Jakob in Sicht kam, erblickten wir ein trauriges Bild.

Zwischen Haus und Viehtraal sah man mehrere rauchende Kochfeuer mit vielen dreifüßigen Töpfen. Um diese und um die Häuser her lagerten wohl hundert rote (heidnische) Weiber und Mädchen. Auch im Kraale und im Hause saßen rote Männer. Jakob empfing uns drei höflich an der Tür und lud uns ins

das Kinderfieber ausgebrochen und schon ein Ochse tot sei. Aber Jakob machte uns die Sache sehr einfach. Er erklärte: den Ochsen haben wir geschlachtet, damit meine arme Frau gesund wird. Lange schon ist sie krank. Meinen Mohammedaner habt Ihr ja weggejagt. Da ist eine ganze Kiste Medizin vom weißen Arzt aus Amtata. Keine hat geholfen. Da ist die Medizin des Umfundisi = des Missionars. Auch die hat nichts geholfen. Dann hat der Umfundisi hier mit uns gebetet, es hat wieder nichts geholfen. Was sollte ich machen? Hier ist die kranke Frau, schon steht sie mit einem Fuß im Grabe. Darum habe ich unsere eingeborenen Doktoren gefragt, und die sagten: Die Ahnen sind hungrig. Fleisch wollen sie haben, dann wird alles gut. Soll das eine Sünde sein? Ihr Weißen glaubt an die europäische Heilweise, wir an die kafferische.“



Milch-Kaktusbaum (Pappelhöhe) in Sadafrita.

Haus ein. Er brachte auch Stühle herbei. Inmitten des Hauses lag ein blutiges Ochsenfell. Links kauerten zwei häßliche alte Zauberer, rechts saß die kranke Elise am Boden und stierte das Fell an.

Was vorging, merkten wir ja. Die Ältesten aber leiteten doch ein ausführliches Gespräch ein. Sie fragten, warum hier Fleisch gekocht würde. Ob etwa

Ich erinnerte ihn daran, daß er ja aber doch ein Christ geworden sei, der heidnische Dinge nicht tun dürfe und daß sein Gebahren eine Schande sei vor der Gemeinde. Da geriet er in großen Zorn, sprang wütend umher und schrie: „Zu dir habe ich mich nicht bekehrt, sondern zu Gott, und der hat nichts gegen unsere Heilweisen. Es mag ja sein, daß ich unrecht getan habe. Ich werde zu dir kommen und um Verzeihung bitten und den Schaden bezahlen (?). Jetzt aber macht, daß ihr fortkommt!“ Wir suchten noch, ihn zur Vernunft zu bringen, aber wir mußten

schließlich weggehen. Die kranke Frau aber kam mir nach und meinte, sie müsse eben tun, was die anderen sagten.

Jakob war schon immer ein lauer Christ, ein Bierheld. Er hatte keinen Halt am Herrn. Nun ist es offenbar geworden vor Heiden und Christen. Die Ahnen erhalten ja bei diesen Festen

nichts. Die Anwesenden schwelgen in Fleisch und Bier und glauben damit das Wohlgefallen der Geister zu erregen und die Lebensgeister der Kranken anzufachen.

Solche Erfahrungen muß man machen! So fällt die Saat oft auf das Steinichte. Betet für uns!



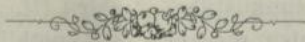
Von der ärztlichen Arbeit unserer Krankenschwester am Nyassa.

Schwester Auguste Schmidt in Kyimbila hat wieder eine große Bestellung auf homöopathische Arzneimittel gemacht. Die Homöopathie leistet ihr ungeahnte Dienste. Besonders die Dezemberwochen waren sehr anstrengend für sie. „Da gab es der Arbeit fast zu viel für zwei Hände und einen Kopf. Über Arbeitsmangel hätten drei Krankenschwestern nicht zu klagen.“ Sie freut sich aber, daß ihre farbigen Patienten in Fällen ernsterer Erkrankung in ihrem bescheidenen Spitalchen unterschlüpfen können. Früher mußte ein Eselstall dazu herhalten.

Einmal, so schreibt sie, kam zu mir ein Mann, namens Mundekese, zu deutsch „Laßt mich gehen“. Zur Zeit besuchte er die Mittelschule in Rungwe. Er hatte entzündete Augen. Das eine zeigte auf der Hornhaut ein böses Geschwür. Dem Mann waren die Tränen

nahe, denn man hatte ihm gesagt, er müsse das Augenlicht einbüßen. Ich nahm ihn in Behandlung, tröstete ihn und ermahnte ihn, Hilfe beim Herrn zu suchen; sei es Gottes Wille, dann werde er nicht erblinden. Und richtig: nach 14 Tagen durfte er dankbar und fröhlich seine Straße nach Rungwe ziehen, vollständig geheilt.

Vor einigen Monaten kam ein junger Bursche. Ein Geschwür dicht am Auge entstellte ihn arg. Zu seiner Ehre sei gesagt, daß er bei der Entfernung desselben tapfer still hielt. Ohne Schwierigkeit konnte ich arbeiten, und die Wunde heilte glatt zu. Jetzt (Mitte Dezember) ist wieder die Zeit der Augenkrankheiten. Da kommen täglich viel Große und Kleine, um sich etwas eintropfen zu lassen. Möchte der Herr auch ferner seinen Segen legen auf alle Arbeit an unseren Kranken und Schwachen.



Waskas Ende.

Missionar Hinz in Bethel (Alasta) schreibt: „Der treue Estimo-Helfer Waska ist am 3. April heimgegangen. Schon lang kränkelte er, und als ich ihn im Februar besuchte, fand ich ihn so schwach, daß an eine Überführung nach Bethel zum Zweck besserer Pflege nicht mehr zu denken war. Wir taten für ihn, was in unsern Kräften stand. Als er das

Er besaß eine treffliche Fassungsgabe und war stets darauf bedacht, zu lernen. Ohne Zweifel war er einer unsrer intelligentesten Christen. Als Helfer kannte er keine Menschenfurcht, sondern war eifrig bemüht, andere zu ermahnen. Auch zeichnete er sich durch Fleiß aus, und war sehr beliebt bei den weißen Reisenden, die in seinem Haus einzukehren pflegten,



Helfer unserer Mission in Alasta.

Ende nahen fühlte, sagte er, daß er den Tod nicht fürchte, denn er wisse, daß es ein ewiges Leben gebe. Dann ordnete er alles betreffs seiner irdischen Habe an, legte sich still zurecht und seufzte: „Ata tshapersuyilingok, takumtshukia!“ das heißt: Allmächtiger Vater, sei mir gnädig! Dies waren seine letzten Worte. Er hat seinen Landsleuten über fünf Jahre als Helfer treulich gedient.

sowie bei seinen Landsleuten. Natürlich fehlte es ihm nicht an Feinden. Einer derselben schnitt einst heimlich einen Zipfel seines Rockes ab, um auf diese Weise seinen Tod zu veranlassen. Als Waska davon hörte, sagte er in einer Versammlung, seine Landsleute wüßten ja, was das bedeute, er fürchte sich aber nicht, denn er würde nicht sterben, sondern so lang am Leben bleiben, wie Gott es für gut finden würde.“

Neuere Mitteilungen aus unserer Mission.

In Nushagat, Alaska, wo unsere Mission bis 1906 eine Station unterhielt, beginnt jetzt die einheimische Behörde der Presbyterianer eine Arbeit. Sie will im Frühjahr einen Prediger, einen Arzt, Pflegerinnen und ein Hospitalboot dort

stationieren. Sie haben mit unseren Brüdern in Bethlehem verhandelt. In der Fischzeit finden sich in Nushagat 2500 Weiße und 1800 Estimo zusammen. Also ist die Arbeit recht nötig.

Aus der Heimat — Für die Heimat.

Für beurlaubte Missionare findet in Bethel bei Bielefeld von Dienstag, den 10. März bis Dienstag den 24. März ein **Theologischer Kursus** statt. Die Tagesarbeit wird mit einer $\frac{1}{2}$ stündigen Andacht eingeleitet. Dann folgen an je 3 bezw. 4 Tagen von 9—10 Uhr ein Vortrag über „Entwicklung des Reiches Gottes in der Geschichte der Menschheit“ (von P. Jäger), „Missionslehren der Apostelgeschichte“ (Prof. Hausleiter), „Jesus als Seelsorger nach dem Johannisevangelium“ (P. Schent), „Gott und Gottesdienst in Babel und Jerusalem“ (P. Oesterreicher). Von 10—12 Uhr findet Besprechung des Vortrags statt. Nachmittags an je 3 bezw. 2 Tagen von 4—5 Uhr Vortrag über „Islam und Mohammedaner-Mission“ (Insp. Nitsch), „Probleme der Volkskirche“ (D. J. Warneck), „Koloniale Missionsprobleme“ (D. J. Richter), „Islamischer und christlicher Gottesbegriff“ (P. Simon), am 23. März: „Bedeutung des religionswissenschaftlichen Studiums des Missionars für sein Amt“ (D. Spieth), von 5—6 Uhr Besprechung. Abend-Vorträge von 8—10 Uhr: „Heimatliche Missionsarbeit“ (P. Johannsen), „Missionar und Obrigkeit“ (Prof. Hausleiter), „Höheres Missionsschulwesen und Staatsschulsystem“ (D. Richter),

„Suchen und Finden des rechten Ausdrucks für die biblischen Begriffe“ (Miss. Köhl), „Gefahren des Missionsbetriebs draußen“ (Insp. Hoffmann). Nur der Nachmittag des Montags, 16. März, ist ganz frei gehalten und soll zu einem Ausflug in die Senne benützt werden.

Die Teilnehmer an diesem Kursus werden bei rechtzeitigen Meldungen (die bis zum 20. Februar an D. J. Warneck in Bethel bei Bielefeld erbeten werden) innerhalb Bethel untergebracht. Die Kosten werden sich auf 50 bis 55 Mk. belaufen. Alle Mahlzeiten, einschließlich erstes Frühstück, finden im Assapheum statt, die Versammlungen im Lehrsaal der theologischen Schule. Auch Missionschwestern können teilnehmen. Erwartet werden die Teilnehmer am Montag, den 9. März, wo um 7 Uhr im Assapheum gemeinsame Abendmahlzeit stattfindet.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen durch Br. W. Williger, Dresden, von Frau Dr. Gabriel Mt. 16.—, von Schw. Dr. Reitner Mt. 8.66 erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung
Herrnhut.